



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die
Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Die Baukunst der Zisterzienser

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

abwärts seinen Weg fand; in Straßburg, in Worms, in Mainz, in Gelnhausen findet es sich wieder, zum Teil bereits in der gotisierenden Modifikation, die es in Frankreich angenommen hatte. Sodann sind noch Überreste eines lombardischen Löwenportals gefunden (wie auch Speier ein solches besessen hat).

Was wir von der westdeutschen Baukunst der späteren Stauferzeit bis hierher kennengelernt haben — einige markante Züge fehlen noch zum vollständigen Bilde und sind für die nächsten Abschnitte aufgespart —, läßt in aller Mannigfaltigkeit doch deutlich drei beherrschende Linien hervortreten. Als Hauptkomponente die Eigenbewegung des deutsch-romanischen Kunstwillens; als Nebenkomponten, unter sich stark divergierend, einmal die wiederbelebten antiken Konstruktionsgedanken und ihnen stammverwandt die vermehrt aus Oberitalien und Südostfrankreich einströmenden Schmuckformen; dann die unsystematische Aufnahme von allerlei bald konstruktiven, bald formalen Elementen der französischen Gotik. Aus welchen Gründen die erste dieser beiden Kraftlinien nicht weiter anwuchs, die zweite aber zunehmend an Macht gewann, hat die Einleitung gezeigt. Außerdem trat auf die Seite der Gotik noch eine aus dem kirchlichen Leben entsprungene Hilfsmacht, mit der wir uns im folgenden beschäftigen wollen.

DIE BAUKUNST DER ZISTERZIENSER.

Der Aufschwung des religiösen Lebens im 12. Jahrhundert fand seinen sichtbarsten Ausdruck im Mönchtum. Die von Cluny ausgegangene Reform des Benediktinerordens enttäuschte, neue Orden wurden gestiftet: die Kartäuser, Karmeliter, Prämonstratenser, Zisterzienser. Unter ihnen hatte der letzte (gegründet im Jahre 1098) den größten Erfolg. Er wurde auch in der kunstgeschichtlichen Bewegung eine wichtige Potenz; nicht allein durch die große Zahl der Bauten, die er veranlaßte, sondern noch mehr durch seine Werbetätigkeit für ein ihm eigentümliches Kunstideal. Dasselbe stand in engster Beziehung zu seinen sittlich-religiösen Grundsätzen, über die wir deshalb einige Bemerkungen vorausschicken müssen.

Das abendländische Mönchtum verfolgte zwei letzten Endes sich widerstrebende Ziele: es wollte der Welt entfliehen, es wollte aber auch sie bezwingen und umformen, wodurch es wieder in die Händel der Welt zurückgezogen wurde. In kurzen Pausen mußten immer neue Reformen ansetzen. Der Machtkampf der Kluniazenser gegen den Staat hatte zu Erscheinungen geführt, in denen die reinen Frommen nur eine andere Art der Verweltlichung erkennen konnten. Gegen sie erhoben sich die Zisterzienser. Sie wollten wieder bloß Mönche sein. Aber mit dem ihnen

eigentümlichen Realismus, der sie von dem primitiven Mönchtum doch sehr unterscheidet, fühlten sie wohl, daß Askese, wenn auch der beste, so doch nicht der einzige Lebensinhalt sein könne. Sie fügten als zweiten die Arbeit hinzu, Arbeit in der Urform des Landbaus. In die Politik wollten sie nicht eingreifen. Sie verschmähten aber auch die Wissenschaft, ebenso wie den Jugendunterricht und selbst die Seelsorge. Daß sie zur Kunst schließlich noch ein Verhältnis fanden, war ein Paradoxon. Theoretisch sprachen sie sich als Verächter der Kunst aus. Die polemischen Schriften, die sie mit den Kluniazensern wechselten, sehen in der Kunst nur ein Mittel, den Laien zu imponieren, und wollen sie deshalb für Bischofs- und Pfarrkirchen nicht beanstanden; aber für die höhere Stufe christlicher Sittlichkeit, die das Mönchtum darstelle, sei sie überflüssig, ja schädlich. Das Wichtigste ist, daß auch die Praxis des Ordens diesen puritanisch-rationalistischen Standpunkt teilte. Bildwerk jeglicher Art, gemeißeltes und gemaltes, war verboten, bis auf schlichte hölzerne Prozessionskruzifixe. Nur die Baukunst wurde zugelassen, und auch sie nur unter dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit. Selbst die Namen »ecclesia«, »basilika« wurden als zu hochtönend zurückgewiesen, eine Zisterzienserkirche sollte nur ein Bethaus, ein »Oratorium« sein. Die zentralistische Verfassung des Ordens, die jährlichen Visitationen und Generalkapitel und die Heranziehung von Arbeitertruppen, die zwar aus Laien bestanden, aber nur für den Orden tätig sein durften, machte es möglich — woran die Benediktiner nie gedacht hatten —, einen Bautypus mit gleichmäßigen Grundzügen im ganzen Abendland auszubreiten. Ob eine Zisterzienserkirche in den Abruzzen steht oder an der Ostsee, überall ist sie sogleich als solche zu erkennen. Die Forderung der Einfachheit umfaßte nicht nur die Vermeidung von Schmuck und Farbe, sie erstreckte sich auf die ganze Anlage. Der Chor wird platt geschlossen, die Nebenkappen werden in eine der Ostwand des Querschiffs sich anlehrende gerade Zeile zusammengezogen, überall im Grundriß die Kurve vermieden; vor allem: die Türme erhalten den Abschied. Man sieht, alle Lieblingsgedanken des deutsch-romanischen Stils sind verneint, und es tritt bis zu einem gewissen Grade eine Rückbildung auf den primitiven altchristlichen Typus ein. Mit der Weltentsagung war hier wirklich Ernst gemacht. Die Schroffheit, mit der es geschah, beweist am besten die Stärke der Weltfreudigkeit in der Kunst, gegen die der Kampf aufgenommen wurde. Aber auch die Zisterzienser löckten vergeblich gegen den Stachel. Auf die erste Epoche der Zisterzienserarchitektur, in der sie nur durch negative Eigenschaften von ihrer Umgebung sich unterschied, folgte eine zweite, in der sie zu positiver Charakteristik der Ideale des Ordens überging. Über welche Gestaltungskraft verfügte doch diese Zeit, daß sie selbst auf dem zisterziensischen Prokrustesbett nicht versagte. Es entstand, was der Baukunst noch gefehlt hatte, ein Stil, der in seiner strengen,

gebieterischen Austerität in jedem Zoll mönchisch war und dabei doch der Größe nicht entbehrte.

Die ersten zisterziensischen Gründungen in Deutschland fallen in die zwanziger Jahre des 12. Jahrhunderts. Um 1150 zählte der Orden ein halbes, um 1200 mehr als ein ganzes Hundert Niederlassungen. Bald darauf trat Sättigung ein. Nur dem Orden affiliierte Frauenklöster wurden in ziemlicher Zahl noch bis an den Schluß des 13. Jahrhunderts neu gegründet. Im Unterschiede zu den Hirsauern beschäftigten sich die Zisterzienser nicht mit der Reform schon bestehender Klöster, sondern ihr landwirtschaftlicher Eifer trieb sie zu Neugründungen, meist an abgelegenen, bisher vom Anbau gemiedenen Örtlichkeiten, wodurch sie sich um die innere Kolonisation, noch mehr um die Kultivierung der kolonialen Außenländer des Ostens beträchtliche Verdienste erwarben. Ihre Klöster waren große Wirtschaftshöfe. Die zu ihnen gehörigen Kirchen scheinen in der ersten Zeit durchweg Notbauten gewesen zu sein. Erst wenn die Ansiedlung voll gediehen war, schritten die Mönche — nicht selten mit einem Wechsel des ersten Platzes — zum Monumentalbau der Kirche, dem nach einiger Zeit die Erneuerung der Klausurgebäude zu folgen pflegte. Das Maximum ihrer Bautätigkeit liegt in der für die deutsche Kunst entscheidungsvollen Epoche von 1200—1250, und es sind Bauwerke darunter, die zu den alleransehnlichsten des Zeitalters gehören. Die Abgeschlossenheit, in der die Bauleute des Ordens ihre Tätigkeit ausübten, machte es ihnen möglich, eine bestimmte Stilschattierung lange festzuhalten, lange wenigstens für diese Zeit schneller Wandlungen. Ihre Bauten, auch wenn wir erfahren, daß die Arbeit an ihnen sich bedächtig vorwärts bewegte, bewahren sich dadurch eine sonst ungewohnte Einheitlichkeit der Erscheinung. Die zisterziensische Kunst ist eine Kunst von Einwanderern und behält etwas Insulares.

Zwei Phasen sind im Stile der Zisterzienser doch zu unterscheiden: eine vorbereitende, bis gegen 1200, und die positiv stilbildende. Die Entwicklung von jener zu dieser erweist nun nicht etwa ein fortschreitendes Sicheinwachsen in die deutsche Kunstwelt, sondern umgekehrt: die zweite Phase ist mehr als jene durch den übernationalen Charakter des Ordens bestimmt. Bis gegen 1200 begnügte man sich mit der Einhaltung der bekannten Verbote und folgte im übrigen der ortsüblichen Bauweise. Beinahe alle Zisterzienserkirchen dieser Zeit waren flachgedeckte Basiliken. Wir nennen als wohlerhaltene Beispiele Amelunxborn an der Weser, erbaut 1144—1158 im sächsischen Stützenwechsel, und Maulbronn, geweiht 1178, eine Pfeilerbasilika, deren Detailformen auf Verbindung mit der Diözesanhauptstadt Worms schließen lassen. Die turmlose Fassade besaß ursprünglich noch nicht ihre Vorhalle (Abb. 144). Im Innern hat sich die tief in das Mittelschiff vorgeschobene hohe Chorschranke erhalten. Sie

zeigt noch schroffer als der Bauplan der Kluniazenser, daß die Zisterzienser ihre Gottesdienste nicht für eine Gemeinde hielten und nur bei bestimmten festlichen Gelegenheiten einen kleinen Teil der Kirche den Laien zugänglich machten. — Der positive Zisterzienserstil entschied sich für das Gewölbe. Wegen ihrer offensichtlichen Nützlichkeit galt diese an sich zwar weniger einfache Bauart doch nicht als Luxus. Ja, es wurde in ausgesprochener Weise der Ehrgeiz der Ordensbauleute, der erzwungenen Schmucklosigkeit eine schöne Quaderbehandlung und saubere Profilbildung gegenüberzustellen. Die ältesten Gewölbekirchen, Eberbach im Rheingau (geweiht 1186, Abb. 103, 183) und Heiligenkreuz in Niederösterreich (geweiht 1187, Abb. 108), folgen dem deutschen gebundenen System mit der einzigen Abweichung, daß die die beiden Gurte tragenden rechteckigen Vorlagen nicht bis zur Erde hinabreichen, sondern oberhalb der Arkadenpfeiler abbrechen, wo sie von Kragsteinen aufgenommen werden. Diese auf ihren Zweck nicht zu erklärende Eigentümlichkeit der Konstruktion ist in aller Folge, gleichsam als eine Hausmarke des Ordens, festgehalten worden. Im ästhetischen Eindruck vereinigen die ersten Gewölbebauten Nüchternheit mit Solidität und strenger Würde. Auch diese Charakterzüge sind bleibende. Dagegen treten bald darauf Veränderungen in den Strukturformen ein. Sie erweisen, daß die deutschen Zisterzienser mit den burgundischen Mutterklöstern in ständiger Verbindung geblieben waren. Auf den Boden des burgundischen Übergangsstils stellen sich die Kirchen zu Thennenbach im südlichen Schwarzwald und zu Bronnbach an der Tauber. Die erstere hatte (sie ist 1829 abgebrochen und in sehr freier Wiederholung in Freiburg als Ludwigskirche wiederaufgebaut worden) im Mittelschiff schmale Kreuzgewölbe, in den Seitenschiffen quergestellte Tonnengewölbe, in allen Bogenlinien halbkreisförmig. In Bronnbach liegt über dem Mittelschiff ein durch keine Gurten geteiltes, aber von breiten Stichkappen durchbrochenes Tonnengewölbe, über den Seitenschiffen eine Halbtonne. Die Hochwand bildet eine von den Gewölbestützen struktiv unabhängige, gegen ihre Vorderfläche tief zurückspringende Füllung. Im Querschiff sind Kreuzgewölbe mit breiten, rechteckigen Diagonalgurten ohne Schlußstein angewendet. Dies alles sind altertümliche protogotische, in Burgund um die Zeit der Erbauung Bronnbachs (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) schon aufgegebene Formen. Auch diese Weltfremdheit ist zisterziensisch. Ein dritter singular gestalteter Bau des Ordens ist Walderbach im Bairischen Walde (Abb. 128): Kreuzgewölbe ähnlich denen im Querschiff von Bronnbach, im älteren Abschnitt rundbogig, im jüngeren leicht zugespitzt; das System hallenmäßig, was sich aus älteren Gepflogenheiten der Regensburger Diözese am nächstliegenden erklärt, möglicherweise aber doch auch mit den zisterziensischen Hallenkirchen in Südfrankreich in Zusammenhang steht. Schließlich ist an dieser Stelle noch einmal an Heisterbach im rheinischen

Siebengebirge zu erinnern, wo in so höchst eigenartiger Weise zisterziensische Grundsätze und rheinische Schulformen sich verbanden (S. 236).

Diese Bauten, welche auch unter sich in keinem Zusammenhang stehen, haben ihre Umgebung noch nicht beeinflußt. Anders verhält es sich in beiden Punkten mit der neuen Serie, die im zweiten und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts begonnen wurde und das künstlerisch Bedeutendste enthält, was die Zisterzienser der deutschen Baukunst gegeben haben. Ihr Stil ist nicht ein Misch- oder Übergangsstil, er ist Gotik, wirkliche, aber entwicklungsmäßig sehr frühe Gotik; die erste Frühgotik in Deutschland — trotzdem hat er mit der französischen Schule nichts zu tun. Er kommt aus Burgund. Und dieser Unterschied ist belangreich. Die burgundische Frühgotik ist nicht etwa eine provinzielle Abzweigung der französischen, d. h. nordfranzösischen Schule, sondern neben ihr aus eigener Wurzel gewachsen. Unter den Händen der Zisterzienser, deren Heimat Burgund war, nahm sie eine sehr spezifische Färbung an, und dank der Ausbreitung durch den Orden war ihr internationaler Erfolg anfänglich größer als der der französischen Schule. Der jugendliche Überschwang jener und ihr Schwelgen in verwickelter Dialektik der Konstruktionsformen war den Zisterziensern gegen den Sinn. An Stelle des vierteiligen Systems der Nordfranzosen, das zur Stütze seines vielgliedrigen Gerüsts ein überaus umständliches Strebewerk nötig hatte, genügte ihnen ein zweigeschossiger Aufbau, in dem die Drucklinien mit Geschick so verteilt sind, daß der offene Strebebogen vermieden werden kann. Es ist eine rein verstandesmäßige Gotik von gewollter Nüchternheit. Ihr künstlerisches Verdienst liegt in der klaren Linienführung und der feinen Abwägung der Raumverhältnisse und Massenwirkungen. Eine über das früh Erreichte hinausgehende Entwicklung wurde nicht erstrebt. Im Westen konnte die Zisterziensergotik neben der unendlich glänzenderen französischen Schwester sich nicht lange halten, vom Anfang des 13. Jahrhunderts ab mußte sie zur Anpassung an jene sich bequemen. In Deutschland bewahrte sie ihren ursprünglichen Charakter bis über 1250.

Zwischen 1210 und 1220 kamen in folgenden Klöstern rasch nacheinander großzügige Neubauten in Gang: Arnsburg (Hessen, Abb. 106), Otterberg (Pfalz, Abb. 105) Maulbronn (Schwaben), Thennenbach (Oberrhein), Ebrach (Franken), Walkenried (Harz, Abb. 107 c), Riddagshausen (Braunschweig, Abb. 104, 109). Die drei letztgenannten haben genau die gleiche Größe (84 m lichte Länge) und fast die gleiche Chorbildung, wogegen die beiden ersten ein wenig kleiner sind. Die Abweichungen im System sind nicht erheblich. Arnsburg und Walkenried sind Ruinen. Den reinsten und schönsten Widerhall hat der burgundische Stil in Ebrach gefunden* (Abb. 107 b). Das Innere dieser Kirche wurde gegen Ende des

* Die weitgehende Übereinstimmung mit den italienischen Zisterzienserkirchen Casamari (Abb. 107 a) und Fossanova in den Bergen südlich von Rom läßt ein heute

18. Jahrhunderts mit einer klassizistischen Stuckdekoration überkleidet, die aber dem darunter unverändert gebliebenen alten Gliederbau sich schonend anschmiegt, so daß wir den strengen und schneidigen Rhythmus desselben und die kühle Feierlichkeit des langgestreckten Raumes noch immer durchfühlen. Im einzelnen beachte man die vom rheinischen Übergangsstil vollkommen abweichende Auffassung der Gewölbe. Dort wurde durch die quadratische Grundform und die kuppelartige Busung jede Abteilung gegen die nächste relativ isoliert; hier ist die Grundform schmalrechteckig und bildet der Scheitel eine fortlaufende Horizontale. Der Gliederbau ist voll Kraft, aber nicht schwer; die vertikalen Linien dominieren, aber mit Maß; die Bogenlinien sind alle spitz, aber in einer ruhigen, wenig steilen Führung. Ornament ist nicht so vollständig vermieden wie in den älteren Bauten der Schule, aber noch immer ist es sparsam angewendet. Unverändert bewahrt ist der alte Zustand am Außenbau. Die Turmlosigkeit macht sich durch die gewaltigen Abmessungen des Baukörpers noch bemerkbarer, die langgezogenen wagerechten Linien beherrschen den Eindruck vollkommen. Die Wandgliederung durch Strebepfeiler (aber ohne Strebebogen!) war damals ein in Deutschland neuer Anblick. Das große Rosenfenster an der Fassade wurde am Ende des Jahrhunderts hinzugefügt. Das Kranzgesims der Ostteile hat eine spezifisch burgundische Form, dasjenige des (jüngeren) Langhauses kehrt zum deutschen Rundbogenfries zurück, ein für den Baubetrieb aufschlußreicher Vorgang.

In Maulbronn war die Kirche, bereits die zweite nach der 1146 erfolgten Übersiedlung an den gegenwärtigen Ort, in den 70er Jahren errichtet, noch als flachgedeckte Basilika. Von 1201 ab begann die Erneuerung der Klostergebäude. Daß sie sich vollständig erhalten haben, ist ein unschätzbare Glück (Abb. 186, 188, 197, 218). Auch sonst sind Klosteranlagen des 13. Jahrhunderts in Deutschland keine Seltenheit; aber immer ist der eine oder andere Teil der Baulichkeiten zerstört oder durch Verwahrlosung und Profanierung der Eindruck getrübt. In Maulbronn ist noch alles da, in wohlgepflegtem Zustande, und der baukünstlerisch, malerisch, poetisch genießende Betrachter kommt ebenso zu seinem Rechte wie der Altertumsforscher. Die Anlage im ganzen ist noch durchaus dieselbe, wie sie vor vierhundert Jahren der Normalplan von St. Gallen vorgeschrieben hatte. Nur sind die um den Kreuzgang angeordneten Einzelgebäude — wie immer eine locker verbundene Gruppe, kein Einheitsbau — geräumiger geworden, als der karolingische Plan es angenommen hatte. Der ersten Bauzeit gehört der mit der Fassade der Kirche gleichlaufende Westflügel an. Er wird ungefähr in der Mitte durch einen Quergang, der den einzigen

nicht mehr vorhandenes burgundisches Vorbild voraussetzen; unter den in Burgund erhalten gebliebenen Denkmälern ist Pontigny das nächststehende.

Eingang zur Klausur bildete, geteilt: rechts die gewölbte Vorratskammer, links das über den Nordflügel des Kreuzganges weit vorspringende Refektorium der Laienbrüder (Abb. 186). Es ist 36 m lang, 10,5 m breit, durch gekuppelte Säulen in zwei mit Grätgewölben überdeckte Schiffe geteilt. Die Raumverhältnisse sind niedrig, wirken aber nicht gedrückt, eher behaglich. Die Formen sind romanisch, nur die nach einer kurzen Bauunterbrechung ausgeführten Säulen haben in ihren Schmuckteilen einen gotisierenden Anflug. — Zwischen 1210 und 1220 kam die Bauleitung in andere Hände. Ein Meister erschien, der sich in Burgund gründlich umgesehen hatte; er kannte nicht nur die dortigen Ordensbauten, sondern auch andere, leicht nordfranzösisch gefärbte; sämtliche Maulbronner Profile an Deckplatten und Rippen sind in Vezelay (Kapitelsaal und Chor) wiederzufinden. Der neue Ankömmling muß eine größere Zahl gleichartig ausgebildeter Gehilfen mitgebracht haben, denn es ist kaum glaublich, daß er die in Maulbronn vorgefundenen Arbeiter so schnell und so einheitlich auf die neuen Formen einzuschulen vermocht hätte. Allenfalls könnte auch der eine oder andere Burgunder darunter gewesen sein, in der Mehrzahl aber waren es gewiß Deutsche, wie sie damals vielfach auf den westlichen Bauplätzen zu finden waren. — Begonnen wurde mit der Anlage einer die Westfassade der Kirche in der ganzen Breite des Erdgeschosses verdeckenden Vorhalle, mit einem auf die altchristliche Zeit zurückgehenden Wort Paradies genannt*. Es muß zugegeben werden, daß die in dieser Zeit oft so schön geglückte Zusammenstimmung älterer und jüngerer Bauteile hier nicht erreicht, gewiß auch nicht gewollt ist. Für sich betrachtet ist die Vorhalle ein Meisterstück (Abb. 218). Von den formalen Elementen der Gotik, wie sie 50 Jahre später in Deutschland geläufig wurden, findet sich zwar nichts, vor allem fehlt gänzlich der Spitzbogen; dennoch ist die Konstruktion in exemplarischer Weise gotisch gedacht. Es verlohnt sich sehr, ihr näher nachzugehen. Wenn auf quadratischem Grundriß ein Rippengewölbe errichtet wird unter der Bedingung, daß alle Bogenlinien desselben im Halbkreise gebildet sind, so kommt notwendig der Scheitel der Diagonalrippen, da sie einen größeren Radius haben, höher zu liegen als die Scheitelpunkte der Querrippen und Schildrippen. So war der deutsche Spätromanismus zu konstruieren gewöhnt. Es entstanden dabei hochbusige Gewölbe, die, wenn sie eine Folge bildeten, wellenförmig auf- und niederstiegen. Der neue Meister kehrte das Verfahren um: er legte alle Scheitel in gleiche, dagegen die Ausgangspunkte (die sogenannten Kämpferpunkte) in ungleiche Höhe. Durch Einführung von Spitzbögen für die Rippen mit kleinerem Radius hätte er dies vermeiden können.

* Durch den Verzicht auf die Fassadentürme kam bei den Zisterziensern die sonst nie fehlende innere Vorhalle in Wegfall. In der Regel verzichteten sie auf eine solche überhaupt. Manche Fassaden haben bei ihnen nicht einmal ein Hauptportal, sondern nur ein kleines Nebenpfortchen, woraus die geringe Rücksichtnahme auf Laienbesuch erkennbar wird.

Da er aber vom Randbogen nicht lassen wollte, blieb ihm nur die einigermaßen paradoxe Lösung übrig, die wir vor uns sehen. Man begreift wohl, was ihm daran gefiel. Der Gegensatz zwischen dem ruhigen und einheitlichen Bilde, das die oberen Teile des Gewölbes ergeben, und dem stark bewegten in der Zone der Gewölbeanfänger hatte einen neuartigen und prickelnden Reiz, der ganz im Geiste dieser an Überraschung sich freuenden Zeit lag. Zugleich wurde hier an einem drastischen Beispiel vorgeführt, was der Kernpunkt der neuen Bauweise sei: die Verselbständigung der Rippen. Dieser Gedanke wird dann im Stützensystem weitergeführt. Jede Rippe hat ihre eigene Stütze in Form dünner, zylindrischer Körper, die mit dem Pfeiler bzw. der Wand in keiner Verbindung stehen. Nur an einer Stelle hängen sie durch ringförmige Zungensteine (»Wirtel«) mit jener zusammen. Die Wand steht struktiv außerhalb dieses Zusammenhanges. Daß sie ohne Schaden ganz wegfallen kann, zeigt die völlig aufgelöste Vorderseite der Halle, zwischen deren weiten Öffnungen nur schmale, durch Strebepfeiler verstärkte Mauerstücke übriggeblieben sind. Damit ist eine zweite Hauptlehre der Gotik — Ersatz der Masse durch Kraft — erfüllt und zum Beispiel gebracht. Endlich, von einer symbolischen Verwendung struktiver Scheinformen, die ein Hauptmittel der romanischen Dekoration gewesen war, ist nicht mehr die Rede; in streng realistischem Wahrheitssinne hat jedes struktive Glied wirklich etwas zu leisten; nicht das kleinste könnte entfernt werden, ohne daß alles in Bewegung käme. Struktur und Dekoration sind eins geworden. Nur in dem leicht skizzierten Blattwerk der Dienstkäpfele fristet sich ein kleiner Rest von selbständiger Schmuckform. Aber wer möchte hier noch mehr davon wünschen? Ist doch in der weit ausschwingenden Bewegung des Rippenwerks, den feinen Gelenkbildungen der Wirtel und Kämpfer die allerlebendigste ästhetische Ausdruckskraft entfaltet. Stückweise war von der im Westen entstandenen neuen Bauweise schon manches bekannt geworden, hier sah man es zum erstenmal auf deutschem Boden als System vorgetragen, und der neue Ankömmling muß den Zeitgenossen als Revolutionär erschienen sein. Hatte er im Paradies seine Geschicklichkeit an unverrückbar gegebenen Maßverhältnissen bewährt, so konnte er im Herrenrefektorium — die »Herren« sind die Mönche, im Gegensatz zu den Laienbrüdern — frei über den Raum schalten. Um den von ihm angeschlagenen Ton ganz zu würdigen, muß man auf das Laienrefektorium zurückblicken. Dieses war, wenn auch in künstlerisch gehobener Weise, immerhin noch eine Zweckarchitektur. Hier aber sind vor dem idealen Kunstwillen alle Schranken gefallen (Abb. 197). In der hochräumigen Feierlichkeit dieser Halle würde man einen Speisesaal kaum vermuten. Die zweischiffige Anlage ist für nichtsakrale Innenräume typisch. Sieben Säulen sind es, deren Reihe die Schiffe teilt, aber die Übersichtlichkeit des Ganzen nicht aufhebt; abwechselnd sind sie stärker und schwächer, auch

im Detail unterschieden. An der Umfassungswand ruhen die Rippen auf bloßen Konsolen, so daß für das Auge und die Phantasie alle Kraft in den Säulen angesammelt ist. Gleich den Strahlen eines Springbrunnens schießt sie an den Gewölben auseinander. Gewiß lag zu der sehr verwickelten Figuration der letzteren keine konstruktive Nötigung vor, ein reiferer Gotiker hätte eine einfachere Lösung gewählt. Darin verrät sich der Deutsche. Für ihn haben die Rippen noch ein eigenes Leben im Sinne des linearen Ausdrucks, er freut sich an ihrer kraftvollen Bewegung und ihrer rhythmisch abgestuften Mannigfaltigkeit. Vor allem dieses, das rhythmische Gefühl, ist das Band, das den Meister mit der romanischen Kunst verknüpfte. Mit dem Verstande war er Gotiker und Franzose, mit dem Gefühl mehr Deutscher. Es ist kein Zufall, daß kein einziger Zisterzienserbau außerhalb des Ordens so viel Beachtung und Nachahmung gefunden hat wie Maulbronn. Im Detail bemerke man die flach auslaufenden Basen, die für sich wenig mehr bedeuten, nur ein Bindeglied zwischen Säulenschaft und Sockel sein wollen; das nicht mehr romanisch stilisierte, aber auch noch nicht naturnachahmende Blattwerk, dessen Aufgabe ist, die feine Bewegung im Kontur der Kapitäle zu unterstützen; die prachtvoll kräftigen, abwechselnd durch Diamantschnitt variierten Rippenprofile und ihre Vorbereitung durch Kannelierung der Zwischensäulchen über den Deckplatten der Stützen zweiter Ordnung; endlich den Teilungsring der Schäfte, der hier nicht mehr wie an den eingebundenen Säulen des Paradieses eine konstruktive Funktion hat, sondern lediglich einen formalen Akzent bedeutet. — Von altzisterziensischer Einfachheit war nun freilich in diesen Bauten nicht mehr die Rede. Maulbronn blieb darin keine Ausnahme. Zwischen 1225 und 1250 und noch etwas darüber hinaus wurden in einer ganzen Reihe von Klöstern die Klausurgebäude mit Aufwand erneuert. Aber auch wo die Zisterzienser reich bauten, taten sie es nicht wie die andern, die Weltkinder. Es ist zu bewundern, mit welcher Treffsicherheit sie in der Handschrift ihrer Architektur ihr eigenes Wesen zu charakterisieren verstanden als ein Gemisch aristokratischen Selbstbewußtseins, des Produktes ihrer Großgrundbesitzerstellung, und spröden mönchischen Tugendstolzes. — Der umfänglichste Komplex hat sich in Eberbach erhalten (Abb. 184, 185), die älteren Teile im Übergangsstil, die späteren, über die Mitte des Jahrhunderts hinausgehenden in knapper, straffer Frühgotik von leicht französischer Färbung. In Schönau bei Heidelberg (Abb. 198) ein statióser Kapitelsaal, der jetzt als Kirche dient — alles übrige verschwunden. In Pförtal die Abtskapelle. In Bronnbach Umbau des vorher flachgedeckten Kreuzgangs. Bis zu wirklicher Prachtlust vergaß sich der Orden nur in der üppigen Luft Österreichs, in den berühmten Kreuzgängen von Heiligenkreuz, Lilienfeld und Zwettl (Abb. 189, 196).

Zurück auf eine ältere Stufe führt uns die Kirche in Otterberg bei

Die Baukunst vom Ende des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Kaiserslautern (Abb. 105). Sie ist wenig bekannt, obgleich sie das großartigste Baudenkmal der Pfalz ist in dem langen Zeitraum zwischen dem Dom von Speier und dem Heidelberger Schloß. Geweiht wurde sie 1254, und die Bauführung hat wahrscheinlich die volle erste Hälfte des Jahrhunderts in Anspruch genommen. Trotzdem erscheint der Bau wie aus einem Guß; in der Mauertechnik, die in ihrem Großquaderwerk von imposanter Schönheit ist, und selbst in den Profilen hat sich in der langen Bauzeit nichts geändert, ein Beweis für die Disziplin und Abgeschlossenheit der Bauhütte. So bewahrt sich denn auch diese Kirche die spezifische zisterziensische Herbheit und Sprödigkeit zu einer Zeit, wo in Ebrach und Maulbronn schon die oben geschilderte Erweichung eingetreten war. Man denke sich zu der nüchternen Strenge Eberbachs als Plus einen Ausdruck von unbeugsamer herrischer Kraft. Wer Otterberg nicht gesehen hat, kennt den Zisterziensergeist nicht ganz.

Von den Zisterzienserkirchen in den Kolonialländern werden wir in späterem Zusammenhange zu sprechen haben. —

Die Stellung der zisterziensischen in der deutschen Architektur war zugleich reserviert und anspruchsvoll. An Propaganda über den Kreis des Ordens hinaus wurde nicht gedacht. Trotzdem hat sie auf ihre Umgebung Einfluß gewonnen.

Zu der im deutschen Spätromanismus herrschenden Richtung stand sie fast in allen Punkten antipodisch. Gegenüber dem Subjektivismus jener vertrat sie die Gebundenheit, aber auch die disziplinierte Kraft einer geschlossenen Schule; gegenüber ihrer Auffassung des Bauwerks als Bild die reine Architektur; gegenüber ihrer Romantik die Einfachheit, Sachlichkeit und technische Gewissenhaftigkeit. Ihr ernster und größer monumentaler Sinn war nicht zu bestreiten. Manche abgelegenen Gegenden wurden erst durch sie im Gewölbebau gründlich unterrichtet. Daß sie zur Zersetzung des romanischen Stils ein Beträchtliches beigetragen hat, ist gewiß. Dadurch half sie den Weg zur Gotik frei machen, wenn auch ihr eigenes gotisches Programm noch eng war. Die großen Unternehmungen des Ordens gingen zu Ende, und seine Gewerkschaften lösten sich auf genau in dem Augenblick, als der auf andern Wegen eindringende Stil der nordfranzösisch-hochgotischen Kathedralen seine ersten Triumphe feierte*.

SCHWABEN, BAIERN UND ÖSTERREICH.

In Schwaben haben Oberland und Unterland ihre bisherigen Rollen vertauscht. Vom Bodensee bis an den Lech zeigt die Denkmälerkarte für unsere Epoche nur leere Stellen, und ebenso leer ist die schriftliche

* Die erste Zisterzienserkirche in nordfranzösischem Stil ist Marienstatt im Westerwald, begonnen 1243, geweiht 1324.